



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 26.

Wiesbaden, den 27. April 1915.

I. Jahrgang.

Inhalts-Angabe:

„Die Weltstellung des Deutschen Reiches“ von Prof. Dr. H. Höniger. — „Eine führerlose Schlacht“. — „Aliafural“, asiatische Reiseerlebnisse von H. Baauer. (Schluß). — „Gedichte“ von Karl Reurath, Wichen. — „Vollmann“, Novelle von H. Enderlen. — „Das Eheproblem im Spiegel unserer Zeit“. — „Abdeckungen für's Haus“, Blätter aus der Tasche eines Kamelienwäters.

Zum Geleite:

Ich liebe die Helden nicht, die sich im Sande wälzen, die sich mit Wind aufblähen wie die Segel eines Schiffes und zusammensinken, wenn der Wind sie nicht mehr füllt; das sind Mißgeburten Fortunas, welche gewöhnlich ihre Günst misbrachten und sich verächtlich machen, wenn sie von ihr verlassen werden.

Friedrich der Große.

Die Weltstellung des Deutschen Reiches.

Von Professor Dr. Robert Höniger.

Als vor zweiundvierzig Jahren das Reich in klirrender Kriegsrührung ins Leben trat, da hatte zu dem, was als Erbteil unserer Väter uns überkommen war, ein neues sich gefestigt, das eine größere Zukunft verhieß. Der alte Fluch der Deutschen, die staatliche Zerplitterung, war endlich für die Mehrzahl der deutschen Stämme überwunden. Ein starker deutscher Einheitsstaat war geschaffen, der daheim und draußen seinen Bürgern Schutz gewähren sollte. Die im Reich politisch geeinten deutschen Stämme waren unbestritten die erste Landmacht in Europa geworden. Die Welt besorgte eine verwegene Eroberungspolitik von deutscher Seite. Aber das deutsche Volk trat in friedlichen Wettbewerb mit den anderen Nationen. Ueber alles Erwarten glänzend war das Ergebnis. Es ist ein handgreiflicher Irrtum, daß der Aufstieg nur in der Bismarckschen Epoche angehalten habe. Neben der Waffenmacht zu Lande ist die deutsche Flottenwehr entstanden. Wir haben unseren Kolonialbesitz erweitert und abgerundet. Unsere Industrie ist in stetem Aufstieg begriffen. Auf den letzten Weltausstellungen hat sie anerkanntermaßen ausgezeichnet abgeschnitten. Gleicherweise haben unser Handel und unsere Schifffahrt Riesenschritte zu verzeichnen. Frankreich ist längst überholt und wir kommen England immer näher. Das Volk der Dichter und Denker hat endlich Wert und Bedeutung auch der wirtschaftlichen Machterweiterung richtig einzuschätzen gelernt. Es sind heute nicht mehr nur die bescheidenen Hausjugenden und die stillen Ruhmestaten deutschen Geistes, die dem Deutschland in der Welt erhöhte Geltung verschafft haben, sondern die stolzen Siege deutscher Arbeit. Anstelle des „billig und schlecht“ als Kennwort für deutsche Erzeugnisse ist heute die deutsche Fabrikmarke eine wirkungsvolle Empfehlung. Nicht nur die Vertreter deutscher Geisteswissenschaft, sondern auch die Träger praktischen Könnens, deutsche Ingenieure, deutsche Chemiker, deutsche Ärzte, erfreuen sich eines Ehrenvor-

ranges. Auch die stolzen Fahrzeuge unserer großen Schifflinien haben zur Hebung des deutschen Ansehens ihr gut Teil beigetragen. Selbst Fremde räumen ein, daß die deutschen Ozeandampfer an solider Pracht, an Reinlichkeit, Bequemlichkeit und unbedingter Zuverlässigkeit nicht ihresgleichen haben. Auf deutscher Seite vollzieht sich der wirtschaftliche Fortschritt in schnellerem Schritt als der der übrigen Welt Handelsmächte. Mit mathematischer Sicherheit rückt der Zeitpunkt heran, an dem das Deutsche Reich hinter keinem Wettbewerber im Weltverkehr zurückbleibt. Das ist's, was an verschiedenen Stellen so ernsthafte Beklemmungen wachruft. Es ist richtig, daß die Schärfe des deutschen Schwertes nicht von neuem erprobt worden ist. Aber die aus Respekt und Grauen gemischte Empfindung, die das deutsche Heer und neuerdings auch die deutsche Flotte bei den offenen und heimlichen Gegnern auslöst, läßt nicht vermuten, daß in deren Augen unsere Wehrmacht etwas eingebüßt hat. Unsere Schwarzseher haben auf die zukunftsreiche Beurteilung der heutigen Lage des Deutschen Reiches Schopenhauers Wort vom „ruchlosen Optimismus“ anwenden wollen. Gerade dieser „Erzwater des Pessimismus“ ist ein schlechter Kronzeuge gegen mutige Zuversicht und Lebensbejahung. Darüber kann niemand im unklaren sein, daß unsere gehobene Stellung in der Welt uns ein Heer von Neidern und Widersachern erweckt hat. Auch Bismarcksche Staatskunst hätte das nicht verhütet. Unseren Gewinn verrechnen die anderen als Verlust. Das vor allem bestimmt das Urteil des Auslandes über uns. Gewiß findet der stolze Aufstieg des Deutschen Reiches vereinzelt auch bei den anderen Nationen Anerkennung. Man wird, was uns Rühmendes nachgesagt wird, getrost in die zweite Linie rücken dürfen. Fremder Tadel ist lehrreicher als fremdes Lob. Unter allen Umständen tritt die Gesinnung der Urteiler gegen uns im Tadel ungeschminkt zutage. Es gibt

bei uns Kreise, die geneigt sind, jedes abfällige Auslandsurteil über das Deutsche Reich als Beweis dafür zu bewerten, wie mangelhaft und besserungsbedürftig unsere heimischen Zustände wären. Die Unbeliebtheit der Deutschen draußen, unsere scheinbare politische Vereinsamung, die Gefahren der Einkreisungspläne — das alles meinen sie abstellen zu können, wenn unsere Verhältnisse nach den freundlichen Ratschlägen der Fremden zugestutzt würden. Das alles ist mehr als kindliche Harmlosigkeit. Niemand wird behaupten, daß in unseren inneren Zuständen nichts zu bessern wäre. Aber den gewissenhaft abwägenden Vergleich mit anderen Nationen haben wir wahrlich nicht zu scheuen. Letzten Endes kommt doch, was dem Reich die Abneigung des Auslandes zuzieht, und was den einzelnen Deutschen draußen unbeliebt macht, auf dasselbe hinaus. Es sind zum guten Teil die Einrichtungen unseres Staates und die Eigenschaften unseres Volkes, die unsere Stärke daheim ausmachen und die dem Deutschen draußen seine Erfolge sichern. Man bekreuzigt sich vor der harten Disziplin unseres Heeres, vor der straffenucht, die uns Ordnung, ehrliche Verwaltung und Wahrhaftigkeit verbürgen. Auch der Deutsche, der in aller Welt draußert als selbständiger Unternehmer wie als Angestellter immer breiteren Raum gewinnt, dankt das seiner Pünktlichkeit, seiner Zuverlässigkeit, seinen Kenntnissen, seinem „büßelhaften Gleich“, wie man draußen gelegentlich spottet. Zweifellos ist das unbequem für unsere Mitbewerber. Ein französisch gesinnter belgischer Dichter, der von der deutschen Gefahr für Belgien spricht, erklärt das unaushaltbare Vordringen des deutschen Elements im Gesellschaftsleben Brüssels und Antwerpens: „Es gibt eine andere Rasse, die mit ihrem butterblonden Haar und ihrer glatten Haut ebenso ausdauernd, ebenso mutig und ebenso hartnäckig wäre.“ Genau auf denselben Ton sind die englischen Klagen über den Einbruch der Deutschen in ihre indischen Kolonien geschimmt. Die Engländer sind nervös geworden. Sie sagen: „Früher konnten wir hier Kulturmenschen sein. Vor Niederlassung der deutschen Kaufleute brauchten wir täglich nur einige Stunden zu arbeiten, den weitaus größten Teil des Tages konnten wir der Erholung und Zerstreuung widmen. Das ist durch die Deutschen anders geworden, die den ganzen Tag, oft sogar noch bei Lampenlicht arbeiten.“ Das sind Vorwürfe, deren sich niemand zu schämen braucht. Unsere Konkurrenten freilich glauben, gegen so bedenkliche Mittel unlauteren Wettbewerbs nicht scharf genug vorgehen zu können. Mit sehr merkwürdigen Waffen suchen sie die Deutschen in Nachteil zu setzen. In China ist vor kurzem von einer englischen Missionsdruckerei ein Büchlein für den geographischen Unterricht in chinesischen Schulen hergestellt worden, in chinesischer Sprache und in der in China üblichen Frage- und Antwortform. England ist selbstverständlich am ausführlichsten behandelt. Frankreich, Italien, Rußland, selbst Bulgarien sind ergiebig berücksichtigt. Ueber das Deutsche Reich findet sich nur ein Satz: „Deutschland ist diejenige Nation, die unter der Regierung des Kaisers Kuang Hü durch den hinterlistigen und gewalttätigen Raub von Kiautschou einige andere europäische Völker dazu gezwungen hat, gleichfalls Niederlassungen in China zu erwerben.“ In Wahrheit haben Engländer und Franzosen lange vor den Deutschen in China sich festgesetzt. Auch die Portugiesen haben dort von alter Zeit her noch einen wertvollen Stützpunkt. Ueber das Deutsche Reich, seine Lage, seine Bedeutung, seine Volkszahl, seine Verfassung, seinen Handel und seine Kultur enthält das Lehrbuch nichts! Da haben wir ein eindrucksvolles Beispiel dafür, in welcher Weise gegen den deutschen Einfluß Stimmung gemacht wird. Ueber die Gründe dieses skrupellosen Verhaltens ist ein Zweifel ausgeschlossen. Wir waren der herablassenden Anerkennung der anderen für den deutschen Idealismus sicher, solange wir selbst auf Macht und Geltung und klingenden Vorteil verzichteten, solange wir bei der Verteilung der Welt lediglich mit dem Gafferblick in den olympischen Himmel uns begnügten und nur über Gedanken, die draußen in der Welt umliefen, das „Made in Germany“ leuchtete. Seit unter dieser Marke auch deutsche Industrieerzeugnisse in alle Welt hinausgehen, seit auf allen Meeren unsere Flagge weht, haben wir es mit allen denen gründlich verdorben, die vordem den Welthandel als ihr Monopol anzusehen gewohnt waren.

Die ersten, die den Wandel unangenehm verspürten, waren die Briten. Sie suchten vor Jahren den Siegeszug der deutschen Ausfuhr zu hemmen, indem sie im Verkehr mit England und den englischen Kolonien die Kennzeichnung deutscher Waren als solcher forderten. Aber die Marke hat sich zu Ehren gebracht. Sie ist zu einer Anpreisung für deutsche Leistungsfähigkeit geworden. Nun ist Anfang 1912 im englischen Unterhause ein Gesetz eingebracht worden, das dem „Made in Germany“ den Garaus bereiten will. Nach dem neuen Gesetzentwurf sollen alle in England hergestellten Erzeugnisse als britische Waren bezeichnet werden, die Produkte des Auslandes aber unter Fortfall der Kennzeichnung des Ursprungslandes nur noch die Aufschrift „not british“ tragen dürfen. Damit verschwände die werbende Wirkung des als Warnung gedachten „Made in Germany“, mit dem man so wenig erbauliche Erfahrungen gemacht hat. Der Vorschlag hat die Zustimmung einer ganzen Reihe englischer Handelskammern gefunden. Aber ob seine Annahme den gewünschten Erfolg haben dürfte, bleibt doch fraglich. Kein Zweifel, daß der Wettbewerb von deutscher Seite mit äußerster Kraftanstrengung geführt werden muß. Aber wir haben an der Taikraft und dem Unternehmertum der Leiter unseres Handels, unserer Industrie, unserer Schiffahrt, an der gewissenhaften Sorgfalt unserer Arbeiterschaft, an unserer fortschreitenden Wissenschaft, die mit der Technik in engster Fühlung steht, nicht zuletzt an unserem Auslandsdeutschum einen zuverlässigen Rückhalt. Wir vertrauen, daß alle diese günstigen Umstände in verstärktem Maße fortwirken werden. Und noch ein anderer Umstand verdient in diesem Zusammenhang Erwähnung. Das Deutsche Reich ist vorangeschritten mit dem Ausbau seiner sozialen Gesetzgebung. Der weitgehende Arbeiterschutz, den wir mit Kranken-, Unfall- und Altersversicherung durchgeführt haben, hat unserer Industrie die schwersten Lasten zugewälzt. Unsere Unternehmer haben nicht ohne Grund durch die daraus sich ergebende Produktionsverteuerung sich beschwert gefühlt. In unseren Handelskreisen ist in letzter Zeit gelegentlich die Klage laut geworden, daß dem steigenden Warenumsatz keine steigende Gewinnquote entspricht. Jetzt, wo die anderen Staaten sich genötigt sehen, uns in der Arbeiterschutzgesetzgebung nachzujöhlen, soll die Zeit der Ernte für uns reifen. Die Lasten, die wir längst in Rechnung zu stellen gewohnt sind, erwachsen nunmehr auch den anderen. Das muß die Stellung der deutschen Industrie und damit des deutschen Handels auf dem Weltmarkte in Zukunft günstiger gestalten.*)



Eine führerlose Schlacht.

Aus den Darlegungen, mit denen Germain Bapst seine Beiträge in der „Deutschen Revue“ fortsetzt, hebt die verblüffende Tatsache hervor, daß das französische Heer bei St. Privat der eigentlichen Oberleitung entbehrte:

Es war ungefähr 1 Uhr: Marschall Bazaine war wieder allein mit den Offizieren seines besonderen Stabes — Oberst Napoleon Bover, Hauptmann de Kornau, Leutnant Albert Bazaine — und dem Major Beauco, als Leutnant de Bellegarde vom 6. Chasseursreniment zu Pferd an der Tür der Villa Bouteiller erschien und ein Schreiben des Marschalls Canrobert überbrachte, das eine Meldung über den Angriff der Deutschen enthielt und Munition und Verstärkungen erbat.

Der Leutnant de Bellegarde war, wie er uns selbst erzählt hat, in scharfem Trab von St. Privat auf der Landstraße bis Saulx geritten: hier hatte er sein Tempo verlangsamt und war im Schritt die große, steil abfallende Senkung hinuntergeritten: unten angekommen, wandte er sich nach rechts, setzte sich wieder in raschen Trab und ritt auf der vollkommen leeren Hauptstraße nach Flavenville hinein.

*) Wir entnehmen diese Ausführungen dem Buche „Das Deutschtum im Ausland“, das als 402. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ (Preis in Leinwand gebunden 1,25 M.) im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig erschienen ist.